Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 450. **Freitag** den 4. September 1896. **90. Jahrgang**

Berufssoldaten?

G. **Paris**, 1. September. Quantität oder Qualität? In diese eine Frage läßt sich fast alles das zusammenfassen, was in den letzten Jahren über Heeresorganisation geschrieben und gesagt worden ist. In Deutschland stehen wir immer noch unter dem Eindrucke der Debatten über die zweijährige Dienstzeit, und Vielen von uns tönt noch in den Ohren die Stimme Bismarck's, der damals vergebens von einer Vermehrung auf Kosten der Güte warnte. Augenblicklich steht die Frage in Frankreich im Vordergrunde des Interesses. Die Zahlenmenschen, die Millionen zu Millionen zählen und mit naivem Behagen ein Plus des Zweibundes gegenüber dem Dreibunde von drei Millionen herausrechnen, finden hier nur noch wenig Gehör, man sieht das Thörichte ihres Beginnens immer mehr ein und erkennt, daß es sich in erster Linie um ganz andere Fragen handelt.

Zunächst handelt es sich um eine möglichst zahlreiche und möglichst gut ausgebildete Armee der vordersten Linie. Man sucht sie zu erhalten, indem man in die Cadres des stehenden Heeres die Reserven einschiebt. Wird diese Organisation im Feldzuge sich aber auch wirklich bewähren? In Frankreich hat — bei uns sind die Verhältnisse ein wenig günstiger — ein Hauptmann im Frieden kaum mehr als neunzig Mann unter seinem Befehle. Im Kriege kommen dazu mit einem Male hundertundsechzig Reservisten, mit denen er sofort ausrücken muß, um vielleicht nach einigen Tagen schon im Gefechte sie zum Angriff zu führen. Wird er wirklich seine Compagnie, von der er kaum ein Drittel kennt und die ihn nicht kennt, völlig in der Hand haben? Es sind schwerwiegende Bedenken dagegen geäußert worden. Neulich schrieb ein Hauptmann dem „Matin": Es ist keine Uebertreibung und keine Prahlerei, ich würde es auf mich nehmen, mit der Compagnie, die ich in Friedenszeiten habe, diejenige zu schlagen, die ich im Kriege zu führen hätte. Ganz eigenthümliche Erfahrungen hat man in dieser Beziehung voriges Jahr auf Madagaskar gemacht. Aus den vorzüglichsten Officieren und Unterofficieren und ausgesuchten Mannschaften hatte man das sogenannte 200. Linienregiment gebildet. Von dieser Truppe, die niemals zum Zusammenstoß mit dem Feinde gekommen ist, sind volle zwei Drittel Krankheiten erlegen. Trug das Klima wirklich ganz allein die Schuld? Die angesehensten Autoritäten behaupten, daß jedes beliebige andere Regiment den Strapazen besser gewachsen gewesen wäre, als diese Elitetruppe. „Die Schuld lag an der fehlerhaften Zusammensetzung des Regiments", schreibt einer der Officiere, dessen Mannschaften nicht die Zeit gehabt hatten, Freundschaft zu schließen und ihre Waffenbrüderschaft auf gemeinsame Erinnerungen und Traditionen, auf zusammen ertragen Strapazen und zusammen erlebte Freuden zu gründen. „Eine Reihe von Perlen ohne Schnur."

Man wird einwenden, daß die Verhältnisse hier ganz besonders ungünstig liegen und daß es doch eine ganz andere Sache sei, wenn mehr als ein Drittel der Soldaten an ihre Führer gewöhnt sind und so einen festen Kern bilden. Allein, ist dieser Kern wirklich so zuverlässig? In Frankreich scheint die Sache im Folge der dreijährigen Dienstzeit besonders günstig zu liegen. Allein in Wirklichkeit werden Viele bereits nach einem Jahre entlassen. Und die gebildeten jungen Leute, denen man die Freiwilligenberechtigung genommen hat, bekommen fast Alle nach einem Jahre ein sogenanntes Commando, bei dem sie die Fühlung mit der eigentlichen Truppe fast ganz verlieren. Wie dem abhelfen, ohne die ohnehin ungeheuren Kosten noch erheblich zu steigern?

Mit dieser Frage beschäftigte sich kürzlich ein Aufsehen erregender Aufsatz des Generals Lambert. Lambert verlangt nichts Geringeres als die Wiedereinführung des Berufssoldaten. „Wir brauchen drei Kategorien Soldaten; die erste ähnlich den Freiwilligen von 1813, deren militairische Erziehung in sechs Monaten vollendet sein kann. Dann die völlig ausgebildeten Soldaten; für sie genügt eine dreijährige Dienstzeit. Endlich die Berufssoldaten, die den jungen Kameraden die Liebe zum Soldatenleben, die Religion der Fahne beibringen und sie Ausdauer, Unverzagtheit, Todesverachtung lehren."

Die Auslassungen des „Heros von Bazeilles" riefen Zustimmung und Gegenerklärungen in verschiedenen größeren Zeitungen hervor. Damit schien die Sache vor der Hand abgethan. Allein jetzt veröffentlicht der „Matin" das Ergebniß einer förmlichen Enquete über diesen Gegenstand, und zwar ein höchst erstaunliches Ergebniß. Zunächst ersehen wir daraus, daß die um ihre Meinung angegangenen Persönlichkeiten sich in völliger Uebereinstimmung über das Was? befinden, und daß nur über das Wie? ihre Ansichten theilweise auseinandergehen. So schreibt der frühere Kriegsminister du Barreil, daß für ihn die Wiedereinführung des Berufssoldaten geradezu ein Glaubensartikel sei. Dann erfährt man aber, daß die Sache nicht etwa ein vage Idee ist, die in einigen Köpfen spukt, sondern daß sie schon lange an maßgebender Stelle ernsthaft in Erwägung gezogen worden ist. Der Vicomte de Montfort theilt nämlich mit, daß er bereits am 10. März 1894 einen Antrag, betreffend die Capitulation einfacher Soldaten, eingebracht habe und daß dieser Antrag vom Kriegsminister im Princip gebilligt und von der Heerescommission der Kammer fast einstimmig angenommen worden sei.

Die Sache scheint also gar nicht so aussichtslos zu sein. Es fragt sich nur, ob eine genügende Anzahl von Soldaten sich finden wird, die gegen eine einmalige Prämie und gegen erhöhten Sold ohne Aussicht auf Beförderung für lange Jahre sich verpflichten würden. Die Zahl der nothwendigen „Veteranen" wird von einer Seite auf zweihunderttausend angegeben, während Andere erklären, daß schon der dritte Theil genügen würde. Die Kosten sollen durch eine Verkürzung der Dienstzeit für die übrigen Soldaten aufgebracht werden. Da übrigens von anderer Seite ein Antrag auf Einführung der zweijährigen Dienstzeit eingebracht worden soll, so sind für den Herbst interessante Militairdebatten zu erwarten.

Ich sehe hier von jeder Kritik ab. Aber ich hielt es für angebracht, über diese eigenthümliche Strömung in französischen militairischen Kreisen wenigstens kurz zu berichten. Jedenfalls ist es bemerkenswerth, daß eine solche Ansicht im „Lande der Gleichheit" so viele Anhänger gewinnen kann. Die Wiedererstehung einer Art Söldnerheeres wäre ein starker Gegensatz zu dem Milizsystem, wie es der Traum unserer „fortgeschrittenen" Elemente ist.

Deutsches Reich.

C. H. **Berlin**, 3. September. Während auf dem Programm des socialdemokratischen Parteitages in Gotha die Landagitation nicht steht, werden die massenhaft für diesen Monat und im October einberufenen Parteiconferenzen hauptsächlich mit der genannten Frage sich beschäftigen. Die Parteiconferenzen sind meistens nach denjenigen Städten einberufen worden, die von einer großen Landbevölkerung umschlossen sind und in denen man den „Bauerfang" am vortheilhaftesten betreiben zu können meint. So ist für die Provinzen Ost- und Westpreußen ein Parteitag nach Elbing einberufen; die „Genossen" des pommerschen Wahlkreises Randow-Greifenhagen werden sich am 20. September in Bredow treffen, in Lüneburg werden sieben Tage früher die hannoverschen Genossen zusammenkommen, und am 13. September wird die Landesconferenz für das Herzogthum Braunschweig in Blankenburg zusammentreten, um ganz ausführlich die ländliche Agitation zu besprechen. Die „Genossen" für den Wahlkreis Oberbarnim haben geglaubt, die Landagitation in ihrem Sinne am besten fördern zu können, wenn sie in zahlreichen Versammlungen gegen die preußische Gesinde-Ordnung Sturm liefen. Der am 20. September in Berlin zusammentretende Provinzial-Parteitag der Provinz Brandenburg wird über diese Angelegenheit definitiv Beschluß fassen. Auf der ganzen Linie soll also im Herbst die Landagitation in den Vordergrund der öffentlichen Discussion gerückt werden, um das nachzuholen, was im Frühjahr und Sommer versäumt ist. An den einzelnen Sammelstellen soll die socialdemokratische Literatur wieder in Massen aufgehäuft sein, um bei passender Gelegenheit wieder auf das Land geworfen zu werden. Bis jetzt freilich ist bekanntlich die socialdemokratische Landagitation pro nihilo gewesen. Aber zäh und ausdauernd sind die socialdemokratischen Hetzer; was ihnen beim ersten und zweiten Wurf nicht gelungen, kann beim dritten glücken, wenn diejenigen Elemente auf dem Lande, welche sich die Bekämpfung der socialdemokratischen Agitation zum Ziel gesetzt haben, in ihrem Eifer nachlassen.

* **Berlin**, 3. September. Die Verbreitung von unrichtigen Mittheilungen über Conflicte in den deutschen Colonien scheint zu einem Sport zu werden. Gegenwärtig geben auf Grund von „Privatbriefen" ungenannten Ursprungs Nachrichten durch die Presse, wonach in Deutsch-Südwestafrika zwischen dem Landeshauptmann Leutwein und dem ihm für die Civilverwaltung beigegebenen Assessor von Lindequist Mißhelligkeiten entstanden wären, die zur Folge haben sollten, daß der Letztere seine Entlassung nachgesucht habe; auch die Officiere der Schutztruppe seien unzufrieden über Leutwein's zu große „Nachgiebigkeit" gegen die Eingeborenen; Major Leutwein werde demnächst auf Urlaub nach Deutschland kommen u. s. w. Wir haben diese auf den ersten Blick den Eindruck der Unzuverlässigkeit machenden Angaben nicht erwähnt. Wie uns heute Abend telegraphisch gemeldet wird, erfährt die „Nat.-Ztg.", daß sie vollkommen unbegründet sind. Es mag ja in Deutsch-Südwestafrika Leute geben, denen die Politik des Landeshauptmanns den Eingeborenen gegenüber nicht „schneidig" genug ist und die deshalb solche Darstellungen nach Deutschland senden; der Assessor von Lindequist aber beabsichtigt nicht, seine Stellung in dem Schutzgebiete aufzugeben; wenn Major Leutwein demnächst einen Urlaub nehmen sollte, so wird er damit nur eine Absicht ausführen, welche er schon vor dem Ausbruch des von ihm rasch und energisch niedergeschlagenen Aufstandes erklärt hatte und damals verschieben mußte, aber er wird nach Beendigung des Urlaubs auf seinen Posten zurückkehren. Es ist keinerlei haltbare Begründung einer Unzufriedenheit mit seiner Amtsführung bekannt.

* **Berlin**, 3. September. Vom Rhein wird den „Berl. Pol. Nachr." aus industriellen Kreisen geschrieben:

„Bei den Auseinandersetzungen über die Zustände in der nationalliberalen Partei steht den, von der „National-Ztg." vertretenen Ansichten am schärfsten die „Rh.-Westf. Ztg." gegenüber. Diese verlangt, daß die Nationalliberalen den Agrariern näher rücken sollen und demzufolge Freiheit für die Parteimitglieder, selbst die extremsten Forderungen der Agrarier zu unterstützen, oder selbst Anträge in dieser Richtung zu stellen. Bei den Erörterungen in der Presse ist die „Rh.-Westf. Ztg." allgemein als das Organ der rheinisch-westfälischen Großindustrie bezeichnet und daher angenommen worden, daß ihre Haltung in den erwähnten Fragen den Ansichten jener Großindustriellen entspreche. Diese Annahme ist jedoch durchaus unzutreffend. Es soll nicht bestritten werden, daß zu der „Rh.-Westf. Ztg." auch einige Großindustrielle stehen; ihre Zahl ist jedoch außerordentlich gering. Der übergroße Theil der rheinisch-westfälischen Großindustriellen steht auf einem ganz anderen Standpunct. Diese Vertreter der Großindustrie halten es nach wie vor für erwünscht, daß in den wichtigen wirthschaftlichen Fragen Industrie und Landwirthschaft, diese Hauptpfeiler des nationalen Wirthschaftslebens, zusammenstehen. Sie haben nicht vergessen, daß es erst gelang, den Gedanken des Schutzes der nationalen Arbeit zum Siege zu führen, als die lange Zeit extrem freihändlerisch gesinnte Landwirthschaft sich auch jenem Gedanken zuwendete und ihn vertrat. Diese Gemeinsamkeit der Anschauungen und Bestrebungen ist jedoch von der neueren agrarischen Richtung aufgegeben worden. Die rheinisch-westfälischen Industriellen haben mit Bedauern erkennen müssen, daß die Großindustrie und deren so wesentliche Grundlage, das mobile Capital, von seiner Seite, selbst kaum von der Socialdemokratie, so energisch, so geradezu angegriffen werden, wie von den gegenwärtig führenden Kreisen der Agrarier und deren Parteigenossen. In diesen Kreisen muß die Industrie leider jetzt ihre schärfsten und gefährlichsten Gegner erblicken. Diese Gegnerschaft hat sich auch schon genügend thatsächlich erwiesen, wie beispielsweise bei der Ablehnung des Dortmund-Rhein-Canals und durch das feindselige Auftreten der Handelsvertragspolitik gegenüber. Bei solchem Verhalten ist eine Annäherung der Industrie an das Agrarierthum vorläufig ausgeschlossen. Daher besteht zwischen der Haltung der „Rh.-Westf. Ztg." in den Eingangs erwähnten Fragen und den Großindustriellen jener Bezirke, von Einzelnen abgesehen, durchaus keine Gemeinschaft; im Gegentheil, die Ansichten jener Zeitung und die Art und Weise, in der sie zum Ausdruck gelangen, werden von den Industriellen mit außerordentlichem Befremden betrachtet. Es bedarf wohl nur der Feststellung dieser Thatsache, um die durchaus irrthümliche Annahme zu berichtigen, daß die „Rh.-Westf. Ztg." die Ansichten der rheinisch-

Feuilleton.

Sagen und Sänge aus Kreta.

Von Dr. Ernst Niemann.

Nachdruck verboten.

Seit Herder und Goethe ist es allgemein anerkannt, daß den tiefsten Blick, den wir in die Seele eines Volkes thun können, uns seine Lieder öffnen. Diplomatische Berichte können entstellen, beobachtende Reisende sich irren, Erzeugnisse der Kunstpoesie idealisiren: was das Volk selbst singt und sagt, das ist der Naturlaut seiner Seele. So wird es in diesem Augenblicke, wo die Kreter in einem Kampfe stehen, dem wohl Niemand seine menschliche Theilnahme verweigern wird, von Interesse sein, in die reiche Volkspoesie des Inselvolks ein paar Streifzüge zu unternehmen, zumal da in dieser Poesie ein reicher Schatz dichterischer Schönheiten aufgespeichert ist.

Naturgemäß lenken die historischen Lieder unsere Aufmerksamkeit zuerst auf sich. Sie sind packend, leidenschaftlich, voll von heißem Türkenhasse. Den ersten Einfall der Türken in Sfakia (1770) besingt ein altes Lied; es erzählt, wie der Türke den Sfakioten vergeblich die lockendsten Anerbietungen macht; todesmuthig stürzen sie zur Schlacht, deren Schrecken folgende Verse tief poetisch schildern:

Da liegt auf blut'gem Schlachtgefild manch engelgleicher Held,
Mit Blut beströmt, das Angesicht vom grausen Tod entstellt.
Und an der Todten Seite knien die Mütter schmerzzerrissen,
Aus ihren Augen fort und fort die dunklen Thränen fließen,
Aus ihrem todesbleichen Mund ertönen dumpfe Klänge,
Voll: gilt's der tapfern Helden Preis, bald sind es Grabgesänge.*)

Die Türken werden endlich geschlagen; ihnen nach tönt der Hohnruf des Liedes:

Die Türken unter Weh und Ach bis nach Rethymo laufen,
Da fragt man sie: „Wohin sind denn die Waffen auch gekommen?"
„Die Sfakioten haben sie als Beute uns genommen."
Und wieder fragt's: „Wo habt ihr denn die Helden all gelassen?"
„Die Sfakioten im Gebirg, die Schrecklichen, sie fraßen."
Und noch zum Dritten fragt man sie: „Wo sind denn eure Führer?"
„Gewürgt von den Sfakioten all'." — „O schade um die Führer."

Die meisten der Helden und Heldenthaten des mehr als 100jährigen Freiheitskrieges sind in solchen Liedern festgehalten worden, die sich durch naive epische Fülle auszeichnen und wiederholt in überraschender Weise an die Gesänge Homer's erinnern. Wer dächte nicht an die Rosse des Patrokles, wenn der Ausgang des vielgefeierten Chadzi Michalis schlicht und ergreifend erzählt wird:

Und wie er da zu Rosse steigt, fängt an das Roß zu weinen:
Da hat es sich ihm klar gezeigt, der Tod würd' ihm erscheinen.
Und wieder spricht er ein Gebet, setzt fest sich, giebt die Sporen
Dem Rosse und hinausgesprengt ist er da aus dem Thore.

Eine der zahlreichen ergreifenden Episoden aus diesen Kämpfen behandelt die Ballade von Georgis Skalvoerga. Echt balladenmäßig setzt sie ein:

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände roth,
Gefärbt in Türkenblute, gieb Einem noch den Tod.

Was ist's? Der Türke Aripb hat Georgis' Schwester erdolcht, weil er sie nicht zu Willen machen konnte, und den jammernden Vater erschossen. Held Georgis aber weilt fern in der Gefangenschaft.

Die Möven bringen Kunde von Kretas heimischen Strand.
Er hört die Möven, schüttelt und sprengt sein Sclavenband.

Er findet den Weg in die Heimath, gräbt des Vaters Leiche aus und schneidet Aripb's Kugel aus. Dann wartet er des Gewaltthaters, der dem Vater und der Tochter noch den Sohn gesellen will, und mit der Kugel, die den Vater ins Grab schickte, zielt er

nach dem Herzen und trifft, der Schütze, gut —
Der Aripb wälzt sich röchelnd in seinem schwarzen Blut.
(Uebers. von Chamisso.)

Eine ähnliche wilde und düstere Stimmung waltet in anderen Erzeugnissen der kretischen Volkspoesie. Uralt ist die Sage von den neun Brüdern, die in eigenartiger Weise Verwandtschaft mit Bürger's „Lenore" zeigt. Neun Söhne hat eine Mutter und eine Tochter, Arety. Ein Freier aus fernem Lande begehrt das Mädchen, acht Söhne versagen sie, Konstantin aber veranlaßt, daß die Schwester ihm vermählt wird. Da rafft ein Unglücksjahr alle neun Brüder hinweg, und die gebrochene Mutter läßt allein das Grab Konstantin's ungeschmückt, der ihr auch die Tochter geraubt. Bei Nacht hebt sich Konstantin aus dem Hades, sein Grabeshügel wird zum schwarzen Rosse, er reitet gen Saloniki, findet Arety im frohen Reigen und führt sie von dannen.

„O Bruder, Du reitest so schaurige Bahn!
Die Vögel, sie singen, hör an, hör an:
„„Ein schönes Weib führt der Todte davon!"" —
„O Schwester, hör nicht auf der Vögel Ton,
Nur Lügen sind's, die sie singen und sagen,
Zur Mutter heim soll uns der Rappe tragen."

So bringt er das Weib zum Hause der Mutter. Arety klopft, die Mutter:

Sie öffnet — ihr Kind umschließt sie wieder —
Eine Leiche — und sinket als Leiche nieder!

Andere Veranlassung zu finsteren Sagen gab das kretische Räuberleben. In den „beiden Brüdern" schlägt der Räuber einen Kaufmann nieder. Der Todtwunde klagt um seine Mutter.

„Wo ist denn Deine Mutter her? Will einen Brief ihr schreiben."
„Aus Arta ist die Mutter her, aus Kreta mein Vater;
Hatt' einen ältern Bruder auch, der ist ein Räuber worden."
Der Hauptmann fing zu zittern an, er nahm ihn in die Arme,
Er trug in seinen Armen ihn und brachte ihn zu den Aerzten.

Aber alle Hilfe ist umsonst, der Räuber hat seinen Bruder erschlagen, und nun steht er vor den erbeuteten Maulesseln und klagt:

„Wie sag' ich unserm Vater es, wie unsrer armen Mutter?
Mein Bruder fiel von meiner Hand, da dring ich seine Thiere."
(Uebers. von W. Müller.)

Wie ein Lichtstrahl in solche Nacht fällt die Historie von dem kühnen Räubermann, dem beim Schwertertanz die Busenspange bricht, und — hell lacht Weibesschönheit in der Sonne und ein helles Bürschchen spricht:

„Ganz Kreta vor uns zittert, wir kämpften manchen Strauß,
Und jetzt, jetzt lacht am Ende ein Mägdelein uns aus."

Solche leichtere Töne treffen wir nun besonders in der kretischen Liebespoesie, unter der sich wahre Perlen befinden. Wie graziös hüpft das Liedchen vom „Backfischchen" dahin:

Herzensmutter, wasche mich,
Herzensmutter, kämme mich,
Aber in die Schule
Mag ich nicht mehr gehn.

Herren dort vorüberreiten,
Jein zu Fuß, zu Pferde kühn;
Einer ist vor allen
Ritterlich und schön.

Lächelt immer so charmant,
Grüßt mich immer so galant, —
Möchtest mich beneiden,
Würdest Du ihn sehn.

Etwas ungalant ist das Lied vom „verrathenen Kusse". Das Mädchen beklagt sich, daß seine heimlichen Küsse verrathen seien. Ja, meinte der Bursche:

Als ich Deine Lippen küßt',
Färbten sich die meinen;
Mit dem Tüchlein wischt' ich's ab,
Roth begann's zu scheinen.

Dann habe er das Tüchlein im Flusse gewaschen und so sei das süße Geheimniß dem Flusse und dem Meere kund geworden.

Und dem Schäfer hat's das Meer
Plätschernd zugeraunt:
Schiffermann hat es dann laut
In die Welt posaunt.

Sehr schalkhaft und anmuthig ist auch ein Tanzlied, in dem der Bursche vom Mädchen einen Kuß fordert, das Mädchen aber erst einen Ring von ihm haben will. Sagt der Bursch:

„Meinst wohl, daß ich ein Goldschmied sei,
Petzkommel, liebes Mägdelein,
Daß ich mach' goldene Ringelein
Für zarte Mädchenfingerlein?"

„Meinst wohl, ich sei ein Waisenkind,
Daß ich Dir Küsse schenke flüg,
Ohne daß ich auf den Finger mir
Ein gold'nes Ringlein streifen ließ?"

Indessen fehlen den Liebesliedern auch Klänge anderer Art nicht; ihr Grundzug ist eine dunkle heiße Leidenschaftlichkeit, himmelhoch jauchzend in Seligkeit und dann wieder bitter verzweifelnd. Der Liebste kann nicht zu seinem Mädchen:

Da war das Gebirge mit Seufzern,
Das Thal mit Thränen gefüllt;
Es flatterten in der Bergeschlucht
Schwarze Locken, so wirr und wild.
Bang' rief es in Feld und Hain, —
Ich aber war ganz allein.

Nie aber sind die Liebesklagen leer oder gestaltlos, die Ausdrucksweise ist stets anschaulich und eigenartig. Wie schön wird z. B. der Reiz der Geliebten in einem Distichon gepriesen:

Die Sonne wohnt in Deiner Brust, wenn Morgens sie aufsteigt;
Sinkt in Dein goldenes Lockenhaar, wenn sie zur Ruh sich neiget.

Wir hoffen, der Leser wird den Eindruck erhalten haben, daß unter den „Stimmen der Völker" die kretische Volkspoesie nicht unlieblich tönt. Nirgends finden wir in ihr Affectation, überall echtes Gefühl, reiche und originelle Ausdrucksmittel, eine starke und malerische Phantasie, die ebenso die düsteren Tragödien der Berge, wie der Liebe schmerzlichsüße Geschicke zu gestalten weiß. Zuweilen zeigen sich die Neu-Kreter ihrer dichterischen Urahnen durchaus würdig, und geradezu aus der griechischen Anthologie könnte, der Schönheit des Gedankens und Schlichtheit der Form nach, das folgende Lied stammen, mit dem wir diese kleine Skizze beschließen wollen:

Ich kam zu Pferde gestern spät bei Sanct Georg vorüber,
Ich stieg herab und setzte mich und zählte all' die Gräber;
Und wie ich zählte, fehlten drei, daß es neuntausend waren.
Mein Roß trat jetzt und jetzt den Fuß auf eines Jünglings Grabmal;
Da hör' ich, wie es unten dröhnt, wie bang der Jüngling stöhnet:
„Wer bist Du, daß Du auf mich tritt und daß Du dreist mich zählest?
Ich war eines reichen Königs Sohn, eines stolzen Fürsten Sprosse.
Einst achtet' ich die Erde nicht, den Fuß darauf zu setzen,
Doch ach! jetzt dient sie mir als Bett, dient mir als Schlummerdecke."

*) Die Verdeutschungen rühren, so weit nicht anders bemerkt, von Meiena, Sanders und Lübke her.

SLUB
Wir führen Wissen.